

Gehören wir hierher?

Milena Mosers neuer Roman «Der Traum vom Fliegen» erscheint diesen Montag. Er handelt vom Gefühl, ausgeschlossen und nicht «normal» zu sein. Ein exklusiver Vorabdruck.



Milena Moser. «Der Traum vom Fliegen»
Kein & Aber. 384
Seiten.
Bild: Barak Shrama

Milena Moser

Sie wachte auf, als sie Kies unter den Rädern knirschen hörte. Mühsam richtete sie sich auf und wischte sich mit dem Handrücken übers Gesicht. Sie fühlte sich verschwitzt und unwohl. Als sie die Tür öffnete, strömte kalte, salzige Meeresluft ins Auto. Nebelfetzen hingen in den Spitzen der knorrigen Zwergpinien und der Zwiebeltürme, die an eine russische Kirche erinnerten. Das quadratische, zweistöckige Gebäude war aus verwittertem grauem Holz gebaut und mit Buntglasfenstern und Mosaikkacheln verziert. Russische Einwanderer hatten den Baustil in dieser Gegend geprägt, Papa Giò hatte ihnen das auf der Fahrt ausführlich erklärt und auf Ferienhäuser hingewiesen, die wie Datschas aussahen. Doch Sofia erinnerte sich nicht an die Einzelheiten. Früher hatte sie ein nahezu perfektes Gedächtnis gehabt, was sie einmal gelesen oder gehört hatte, war für immer in dem ordentlich sortierten Archiv in ihrem Kopf gespeichert.

Auch das hatte sie verloren. Auch das hatte das letzte Jahr ihr genommen.

Santiago öffnete die Fahrertür, stieg aus, streckte die Arme über den Kopf und dehnte seinen Rücken. «Sieht doch sehr ansprechend aus», rief er, der ewige Cheerleader. «Wie ein Wellnessresort, nicht?»

Sofia fühlte sich eher an ein Gruselgeschoss aus einem Horrorfilm erinnert. Bestimmt würde die schwere, mit geschnitzten Holzbalken verzierte Eingangstür schauerlich knarren. Und sie würde nie wieder hier herauskommen. Und wenn schon.

«Kostet ja auch genug», murmelte Giò und biss sich sofort auf die Lippen. Schuld bewusst drehte er sich zu seiner Tochter um. »Was meinst du, Hühnchen, hältst du es hier aus?»

Sie zuckte mit den Schultern. «Ich denke schon», sagte sie. Was sollte sie denn sonst sagen? Los Pajaritos war kein Wellnesshotel, sondern eine Privatklinik, die sich auf Sucht- und Stresserkrankungen spezialisiert hatte.

Sie war in den Fünfzigerjahren gegründet worden, um tablettensüchtige Filmstars fern von Hollywood zu entwöhnen. Jetzt diente sie mehrheitlich den höheren Angestellten der Tech-Industrie, die der verzerrten Realität und dem ständigen Druck ihrer Arbeitswelt nicht standhalten konnten. Die Fantasiepreise, die diese bezahlten, ermöglichten auch Krankenkassenpatientinnen wie Sofia einen zeitlich beschränkten Aufenthalt. Der Selbstbehalt war allerdings, wie Giò bemerkt hatte, immer noch beachtlich. Die Klinik vertrat einen innovativen Ansatz und konnte damit eine hohe Erfolgsrate halten. Wohlweislich nahm sie nur Süchtige auf, die den klinischen Entzug bereits hinter sich hatten, keine Rückfälligen, keine Opioidabhängigen, und auch das Körpergewicht musste in einem ungefährlichen Bereich liegen. Diese letzte Bedingung erfüllte Sofia immer noch.

Sie löste die Verlängerung ihres Sicherheitsgurts und öffnete die Tür. Dann legte sie sich seitlich auf die Rückbank, sodass sie ihre Beine aus dem Auto schwingen konnte. Es war nicht praktisch, so dick zu sein. Und auch nicht angenehm. Aber es ging nun mal nicht anders. Santiago war um den Wagen herumgekommen, um ihr zu helfen. Sie streckte die Arme nach ihm aus, wie sie es als Kind getan hatte, und er zog sie hoch.

Giò nahm ihre Reisetasche, Santiago hängte sich bei ihr ein. Sie hörte ihn schniefen und hasste sich einmal mehr dafür, dass sie ihren Papas solchen Kummer bereitete. Der Weg stieg leicht an. Die Kieselsteine drückten durch die dünnen Sohlen ihrer Turnschuhe. Sofia atmete schwer.

Doktor Lilly hatte die Klinik empfohlen. Die rothaarige Familientherapeutin begleitete Sofia, solange sie sich erinnern konnte. Doch hier war sie an ihre Grenze gestossen.

«Eine Essstörung ist eine nicht zu unterschätzende psychische Erkrankung», hatte sie erklärt. «Sie ist chronisch und verläuft oft tödlich. Tut mir leid, wenn das brutal klingt, aber ich kann es nicht genug betonen.»

Sofia hatte keine Essstörung. Ihre Gewichtszunahme war eine bewusste Entscheidung gewesen. Sofia hatte sie, wie alles in ihrem Leben, gründlich überdacht. Und sie hatte auch keineswegs vor, in der Klinik abzunehmen. Ihr Gewicht erfüllte eine wichtige Funktion. Doch das konnte sie niemandem erklären. Man würde ihr nicht glauben. Man würde sie für verrückt erklären. Dann doch lieber stüchtig, dachte sie.

In die Flügel der eisenbeschlagenen Türe schwingen von alleine und lautlos auf, bevor sie sie erreicht hatten. Ein stämmiger älterer Mann trat heraus. Er trug verwaschene Jeans und ein hellblaues T-Shirt mit dem Logo der Klinik, zwei stilisierten Vögeln im Flug. Wohin die wohl flogen, fragte sich Sofia.

In die Nüchternheit. In die Normalität. In die Freiheit. Über Abgründe hinweg, so wie sie.

«Sofia Gomez Bernasconi?» Der Mann streckte die Hand aus, Sofia schüttelte sie. «Willkommen in Los Pajaritos. Ich bin Ken.»

Sein Blick war freundlich. Sofia fragte sich, was er sah: ein reiches, behütetes Mädchen aus San Francisco, das sich bis zum Platzen vollgefressen hatte? Sie wünschte, sie könnte es ihm erklären. «Ich habe meine Gründe», wollte sie sagen. «Ich habe einen Plan.» Sofia liess sich von ihren Papas umarmen. Sie wandte sich ab und folgte Ken durch die Flügeltüren, die sich lautlos hinter ihnen schlossen.

Das Innere der Klinik wirkte erstaunlich schäbig. Verstaubte Deckenlampen flackerten in den düsteren Gängen, die dunklen Holzwände waren mit schlecht gerahmten, verblichenen Schwarz-Weiss-Fotografien geschmückt, auf dem Flurboden lag ein trauriger grauer Läufer, mehr schlecht als recht auf die Holzdielen genagelt. Sofia versuchte, mit Ken Schritt zu halten. Doch der Flur war zu schmal für sie beide. Immer wieder blickte Ken über die Schulter zu ihr zurück.

«Du wirst dich hier schnell zurechtfinden», sagte er. Sofia nickte. Sie versuchte, sich zu orientieren. Auch damit

hatte sie früher nie ein Problem gehabt. Die Papas hatten sich auf Reisen eher auf Sofias Orientierungssinn als auf ihr GPS verlassen. Jetzt musste sie immer wieder über die Schulter zurückschauen, um sich zurechtzufinden.

Ken schien ihre Verwirrung nicht zu bemerken. Vielleicht ging es ja allen Neuzugängen so. «Wie gesagt, wir haben zwölf Gäste, auf zehn Zimmer verteilt. Die sind alle oben.» Er deutete auf eine düstere, dunkle Holzterrasse. «Die meisten Gäste haben Einzelzimmer, aber die jüngeren werden manchmal zusammengelegt. Aus therapeutischen Gründen, nicht etwa, weil du Kassenpatientin bist!»

So viel zu ihrem Plan, sich abzusondern, dachte Sofia. Das Zimmer war so schäbig wie der Flur. Zwei schmale, mit gestreiften Wolldecken abgedeckte Betten standen im rechten Winkel zueinander, auf der anderen Seite ein einziger breiter Holzschrank und ein fast leerer Regal, in dem einige zerflederte Taschenbücher neben einem verstaubten Kaktus aus Keramik standen. Auf dem Fussboden ein Flickenteppich, darauf eine grell orangefarbene Yogamatte. Ein halbrunder Erker mit leicht angelaufenen Fensterscheiben würde den Blick auf den Ozean freigeben, sobald der Nebel sich verzog. Ken legte Sofias Tasche auf das Bett, das näher bei der Türe stand. Auf dem anderen sass eine junge Frau, die so dünn war wie Sofia dick. Sie trug eine Wollmütze über langem blondem Haar und eine voluminöse Wolljacke. Die Arme hatte sie um sich geschlungen, die Hände in die Ärmel geschoben. Eine Zwangsjacke, dachte Sofia.

«Aber nicht im Ernst, Ken!» Sie liess ihren Blick über Sofia schweifen und verdrehte die Augen. «Was soll denn das werden, Dick und Doof?»

Zu Sofia sagte sie: «Ich bin Emerald, und ich meins nicht böse. Ich finds nur ein bisschen billig, dass sie ausgerechnet uns beide zusammensperren. Was soll das? Glauben sie etwa, dass sich die Hälfte deines Gewichts wie von selbst auf mich überträgt, oder was?»

Sofia musste lachen. »Davon stand nichts auf der Website!«

«Emerald, das hier ist ein Doppelzimmer, das weisst du ganz genau.»

Emerald schnaubte und machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle sie eine Fliege verscheuchen. «Spar dir den Atem, Ken. Wir kommen hier schon klar.» Ken hob beide Hände und schüttelte in gespielter Resignation den Kopf.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, stand sie auf und hob Sofias Tasche hoch, stemmte sie ein paarmal über ihren Kopf und senkte sie wieder.

«Sag nichts: Deine Eltern genießen sich vor ihren Freunden, so wie du aussiehst, und haben dich hierher abgeschoben?»

Das war so absurd, dass Sofia lachen musste.

«Nicht wirklich. Sie machen sich halt Sorgen. Grundlos, wenn du mich fragst.» «Ja, ja, ich weiss: Du bist unschuldig. Sind wir doch alle. Das ist genau wie im Gefängnis: Wir gehören alle nicht hierher.»

«Du auch nicht?»

«Also, so dünn, wie alle behaupten, bin ich gar nicht. Schau doch.» Sie stand auf und schob ihren Pullover hoch bis über ihre nackten Brüste, und Sofia schaute. Sie war auch mal dünn gewesen, hatte sich lange nicht «entwickelt», wie Doktor Lilly es diskret beschrieb. Doch Emerald war nicht dünn, sie war durchsichtig. Sofia meinte, durch ihre Haut hindurch die weissen Knochen sehen zu können. Wie alt sie wohl war? Über achtzehn, sonst wäre sie nicht hier in dieser Klinik.

«Aber wenn ich ehrlich bin, halte ich es hier besser aus als anderswo.» Emerald liess ihre Kleidungsschichten wieder über ihren Körper fallen.

Sofia wusste genau, wie sie aussah. Emerald offenbar nicht. Einem Impuls folgend, den sie sich nicht erklären konnte, stellte sich Sofia hinter Emerald und breitete ihre Arme aus. So standen sie beide vor einem imaginären Spiegel, der dünne Körper vom dicken verschluckt.

Bei diesem Text handelt es sich um einen gekürzten Auszug aus dem Buch.